

Todeszone für Wanderer

Autor(en): **Jürgmeier**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rote Revue : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur**

Band (Jahr): **78 (2000)**

Heft 2

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-341526>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Todeszone für Wanderer

Niemand spricht mehr von den vergewaltigten Frauen in Bosnien-Herzegowina, keine erwähnt mehr den schweizerischen Geheimdienstskandal, und kaum einer redet heute noch von Viagra. Hunderttausendmal im Monat, für zwanzig Millionen im Jahr greifen die Eidgenossen klammheimlich zu der Pille, die Männer aufrich-

Jürgmeier

tet. Das sei, so die Firma Pfizer, für ein rezeptpflichtiges Medikament «sehr erfolgreich». Aber bei der von Martin Luther vorgegebenen, wenn auch nicht immer ganz eingehaltenen Koitusfrequenz – «in der Woche zwier» – entspräche das, grosszügig gerechnet, nur gerade mal zwanzigtausend Männern, und die rechtfertigten – bei allem Respekt vor dem Individuum, das sich, wer krank bleibt, lebt verkehrt, den Folgen von Unfall und anderen körperlichen Unbilden nicht demütig unterwerfen mag – die Schlagzeilen nicht, die Viagra vor zwei Jahren ausgelöst hat.

ÄrztInnen sind mit der, bestimmt, um ein Vielfaches grösseren Zahl Bedürftiger offensichtlich fast so streng wie mit FixerInnen, die in ein staatliches Heroinabgabeprogramm aufgenommen werden wollen. Wer Viagra verschrieben bekommen möchte, darf nicht nur unter launischen Standschwankungen leiden, sondern muss eine anhaltende, diagnostizierbare, möglichst mechanische Schwäche am Gemächte vorweisen können. Die Medizine-

rInnen scheinen auf den «königsblauen Sex-Bomben» («Focus») zu hocken wie die MagierInnen auf ihren Tricks und halten sich, als wären sie der Papst selbst, an die Vorgabe: Pillen zur Linderung der Last, aber nicht zur Steigerung der Lust. Im Übrigen lassen sie «die Männer», die nicht können, was sie als einziges von «der Frau» zu unterscheiden fürchten, wie's damals die Frau Bundesrätin verlangt, «an der Beziehung arbeiten» statt ihnen chemische Muntermacher zu verabreichen.

Wer sich über das Ausbleiben landesweiter Aufruhr wundert, darüber, dass uns keine Nachrichten von Überfällen auf Apotheken oder Arztpraxen ereilen, der (oder die) denke doch mal den in Nachrichtenmagazinen und Talkshows periodisch beklagten prekären Zustand der gemeinen maskulinen Potenz konsequent zu Ende. Wie, bitte schön, soll ein Mann, bei dem nichts mehr geht, den vierten Stock stürmen und den durch die anstehende Erhöhung seiner Taxpunkte gestärkten Allgemeinmediziner dazu bringen, den «Giftschrank» zu öffnen? Und wie, um Himmels willen, stellt man oder frau sich eine tote Hose vor, die über den Tresen hechtet, der Apothekerin mit der Linken die Pistole in den Solarplexus rammt, die Ärmste mit der Rechten wieder in die Vertikale drückt und ihr in den offenen Mund brüllt: «Viagra her!»

Aber vielleicht ist die Ruhe im Land ja auch ganz einfach der Beweis dafür, dass

sie auf schweizerischen Matratzen, made in Taiwan, und auf eidgenössischen Salontischchen aus Tropenholz präzise so lustvoll liebeln, wie es in eurokompatiblen Plappersendungen immer wieder behauptet wird. Kann sein, «die Männer» wollen beweisen, dass sie's, ganz Mann, ohne fremde Hilfe schaffen, oder sie wollen «der Frau», ganz Gentleman, die Kränkung ersparen, sie werde nicht um ihrer erotischen Ausstrahlung willen, sondern, romantische Liebe ade, dank der durch Viagra in erregte Bewegung versetzten Moleküle begehrt. Womöglich sind «die Männer» gar nicht so schwanzfixiert, wie sie sich, in Übereinstimmung mit «den Feministinnen», immer mal wieder, und ganz stolz, inszenieren und haben vor Viagra ebenso viel Angst wie vor «der geilten Frau», die sie sich immer zu wünschen vorgeben – die über sie herfällt, und das dreimal im Tag.

Was Viagra zum Thema macht, ist der Mythos, nicht die Wirklichkeit. Wo Viagra zur Projektionsfläche für Männerfantasien wird – und die im Internet abrufbaren Comics mit Männern, die von ihrem eigenen Phallus erschlagen, oder Frauen, die beim Fellationieren durchbohrt werden, sind eindrückliche Dokumente dafür –, kommt kein Mann ohne Potenzgebärden an dem blauen Rhomboederchen vorbei. «Ich nehme kein Viagra.» Ist heute schon ein Potenzbeweis. Und erspart «dem Mann» die öffentliche Prüfung seiner Kraft, wie sie, so der Ethnologe Hans Peter Duerr, in früheren Jahrhunderten etwa praktiziert wurde. «So wurde beispielsweise im Jahre 1433 in York eine weibliche Zeugin bestellt, die auf handgreifliche Weise feststellen sollte, ob der Penis eines von seiner Frau als impotent bezeichneten Mannes auch bei Variation der Partnerin schlaff blieb.» (H. P. Duerr – Nacktheit und Scham) Mit dem Satz «Ich nehme Viagra» lockt und droht «der Mann» mit einem Dauerständer.

Der eher symbolische Erfolg von Viagra beruht auf der Fiktion, mittels Chemie könne der real existierende doch noch zum rechten Mann werden. «Männlichkeit» – bei einem Indianerstamm in Iowa treffend als das «grosse Unmögliche» bezeichnet – ist immer gefährdet, weil bis ins letzte Glied als Allmacht konstruiert. Wo der kleine biologische Unterschied gesellschaftlich überhöht wird, ist männliche (und womöglich auch weibliche) Identität brüchig. Droht «dem Mann» permanent der Absturz ins Nicht-Männliche, Schwule, Weibische. Wo Mann-Sein in erster Linie bedeutet – nicht Frau sein, wird Viagra zur willkommenen Stütze. Das Mittelchen aus dem Chemielabor macht den Schlappschwanz zum harten Mann. Aber die Sehnsucht nach der (schmerzhaften) Dauererektion ist nicht nur das Verlangen nach Omnipotenz, nach Kontrolle in allen Lebens- und Liebeslagen, es ist auch der Wunsch «des Mannes» nach klarer Scheidung von Mann und Frau, und diese Sehnsucht ist in Zeiten der «Aufweichung» der Geschlechter besonders gross.

Dass der Mensch dem Menschen ein Mensch sei – das ist eine Vision, die in Gesellschaftsutopien, Romanen und Theaterstücken ebenso beschworen wird wie im Scheinwerferlicht modischer Talkshows. Da wird er besungen, beklatscht und betrampelt, der Refrain: Hauptsache, ihr liebt euch. Unterschiede des Alters, der Grösse, der Herkunft, der sexuellen Vorlieben und Putzgewohnheiten – bedeutungslos. Da wird sie gepflegt, die Sehnsucht nach dem Menschen und der Liebe jenseits aller Gräben des Geschlechts. Und das ist nicht nur ein biologisches. Schon Shakespeare's Julia, aus dem Geschlecht der Capulet stammend und «getrieben, den ärgsten Feind auf zärtlichste zu lieben», sehnt sich nach dem blossen Romeo: «Leg deinen Namen ab und für den Namen, der dein Selbst nicht ist, nimm meines ganz!» Der Auser-

**Der eher
symbolische
Erfolg von Viagra
beruht auf der
Fiktion, mittels
Chemie könne
der real-
existierende doch
noch zum
rechten Mann
werden.**

wählte versteht die Botschaft: «Nenn Liebster mich, so bin ich neu getauft und will hinfort nicht Romeo mehr sein.» SoziologInnen haben einen etwas unpoetischeren Terminus für die Utopie des namenlosen Menschen – Dekonstruktion. Das ist die Vision einer Gesellschaft, in der sich Menschen als freie Individuen gegenüber treten, ohne die Panzer des Geschlechts.

Gegen die Ängste vor Sexualität und Tod, Unberechenbarkeit und Ohnmacht wurde und wird «der Mann» konstruiert.

Aber der verlockende Sprung ins Allgemeinmenschliche macht «dem Mann» ganz offensichtlich Angst. Weil durch den Verlust der Geschlechterpolarität die erotische Spannung zerstört werde. Heisst es. Aber vermutlich verbirgt sich hinter der Furcht vor der «Gleichmacherei» die alte Angst vor der Homosexualität, vor der Weiblichkeit, das heisst, vor dem Tod «des Mannes». Hinter der Angst vor Dekonstruktion der Geschlechter verbergen sich jene Ängste, welche die klassischen Männlichkeiten hervorgebracht haben. Das heisst, die Angst vor Sexualität und Tod, Unberechenbarkeit und Ohnmacht. Gegen diese Ängste wurde und wird «der Mann» konstituiert.

Liebe und Leidenschaft gehören zum Schönsten, aber auch zum Verworrensten, was es im Leben gibt, denn sie machen das Individuum abhängig vom anderen Individuum. Die Lust ist nicht planbar. Die Liebe nicht kontrollierbar. Das macht, vor allem, Männern Angst. Denn «der Mann» – seiner erotischen Attraktivität weit weniger sicher als «die Frau», die als sexuelles Objekt konstruiert wird – braucht, zum Aufbau seines sexuellen Selbstvertrauens, immer «eine Frau». Das macht abhängig und Angst. Angst vor «der Frau», der in patriarchalen Kulturen das Feld der Liebe zugeordnet wird. «Die bedeutendste und gefährlichste Grossmacht der Welt ist der Zauber des Weibes.» Jammerte der Dichter Jokat. Warren Farrell beklagt in seinem Pamphlet «Mythos Männermacht» Ähnliches – «die Macht

ihrer Schönheit und ihrer Sexualität». Und das Plakat zu einem der letzten Filme von Milos Forman bringt es, mit dem in einen übergrossen Frauenschoss gekreuzigten Larry Flint, bildlich auf den Punkt: Die Frau ist das Kreuz «des Mannes». Und der ist heterosexuell. «Sie war über mir, gross, massiv und sehr begehrlisch. Ich spürte nur noch mein Ausgeliefertsein.» Gibt Boris Wenck in der Frauenzeitschrift «Cosmopolitan» den innersten Kern der privaten Schwäche «des Mannes» preis. «Ich fühlte mich schrumpfen.» Wenn es Viagra nicht gäbe, man hätte den kleinen Helfer erfinden müssen, der dem starken Geschlecht Erektionen à discrétion, Sicherheit total, verschaffte und ihn im Versuch, alles, auch Sexualität und Tod, unter Kontrolle zu bekommen, unterstützte.

Männliche Allmachtsfantasie ist zentral bedroht durch Begrenzung in all ihren Variationen, und so ist denn auch der Tod der zentrale Punkt, über den Männlichkeit konstituiert wird. Weil es nun einmal zum «Konzept Mann» gehört, dass «der Mann» sich nicht fürchte, Unterwerfender und nicht Unterworfener sei, muss es auf Biegen und Brechen demonstriert werden: Ein Mann fürchtet den Tod nicht. Und so stürzt, flieht der männliche Held aus dem alltäglichen Leben und Sterben immer wieder in die «Todeszone». Dort, wo seine endgültige Vernichtung droht, hofft «der Mann» zum «Mann» zu werden. Denn wer sich in die «Todeszone» vorwagt, mit dem Tod «spielt», erscheint, heil zurück, als Unsterblicher. Ein Formel-1-Pilot, der bei einem Unfall knapp dem Tod entgangen ist, soll laut «Blick» erklärt haben: «Ich gehe nur ins Spital, um mit den Krankenschwestern eine tolle Nacht zu haben, morgen bin ich zurück.» Das ist das Holz, aus dem die «wahren Männer» geschnitzt sind. Sie bekämpfen die verdrängte Angst vor dem Tod, dem Ausgeliefertsein, mit dem noch im Krankenbett aufgerichteten Penis. Sollte die Todesmagie eines Tages nicht mehr ver-

fangen, dann winkt «dem Mann», der nicht mehr zurückkommt, der ultimative Ritterschlag. «Wer die andern fällt oder selber fällt – Helden sind sie alle, Sieger über den Tod.» (Horst Eberhard Richter – Umgang mit der Angst) Was auf den ersten Blick paradox erscheinen mag, erweist sich als tödliche Logik – der Tod wird im magisch-patriarchalen Kontext mit dem Tod vertrieben. Die Warnung vor Gefahren mutiert zur Aufforderung zum Tanz. Kein Wunder, dass Männer, selbst in der kriegsverschonten Schweiz, durchschnittlich sieben Jahre weniger lang leben als Frauen. «Übersterblichkeit» heisst das in der Sprache der Statistik. Was ein rechter Mann werden will, zeige erst, dass er sterben kann, bevor er leben will. Mann sein ist tödlich.

Allerdings, die meisten Schweizer Männer – ihre, absolut gesehen, doch recht hohe Lebenserwartung von rund 75 Jahren ist ein untrügliches Indiz dafür – haben wenig Gelegenheit, auf Schlachtfeldern, Formel-1-Strecken oder in den eisigen Höhen des Himalaja das Gesellenstück des männlichen Helden abzulegen. Dem realexistierenden Mann bleibt nur der alltägliche Vorstoss in die kleinen «Todeszonen», das heisst, gewalttätig gegen sich selbst, die eigenen physischen Möglichkeiten, mit Zigaretten, Alkohol, Auto usw., aus- und überzureizen. Und da fügt sich das Wundermittel Viagra nahtlos in individuelle und kollektive Fantasien der Grenzenlosigkeit. Rund um die Uhr. Bis ins hohe Alter. Leistung ohne Grenzen. Wachstum total. Potent bis zum Umfallen. Denn Viagra steigert nicht die Lust, sondern härtet nur das Glied. Aber das, so hofft «der Mann», befreit ihn ein für alle Mal von der Angst, da zu versagen, wo er sich beweisen zu müssen glaubt. Bei der, einmal als «frigid», dann wieder als

«unersättlich» stilisierten «Frau». Und wenn die Schlagzeile des Schweizer Boulevardblattes vom 23. Mai 1998 hielte, was sie verspricht: «Sex-Pille Viagra: 6 Tote!», dann erfüllte Viagra sämtliche Kontrollsehnsüchte «des Mannes», böte sich als «Todeszone» für Wanderer an, in der, endlich, ein alter Männertraum in Erfüllung ginge – im warmen Bett, stehend, den Heldentod sterben, dem Tod, wie es verschiedene Comics zeigen, eine lange Nase drehen und mit steifem Schwanz in die Grube fahren. Wenn das kein ewiges Leben ist!

Warum aber, fragt sich der brave Mann, reissen «die Männer» den LaborantInnen die Pille, noch bevor sie abgepackt ist, nicht zu Tausenden aus der Hand? Dürfen wir doch noch auf den Feigling hoffen, der sich dem unberechenbaren Leben, Lieben und Sterben ausliefert, vom Mann zum Menschen wird? Sind «die Männer» dem schlappen Helfer insgeheim ganz dankbar, weil er ihnen zur ungestörten «Sportschau» verhilft und sie vor dem bewahrt, was sie am meisten fürchten – die Kapriolen der Leidenschaft und der Hingabe? Oder haben wir ganz einfach Angst, wir könnten da endlos stehen – und keine schaute hin.

Jürgmeier, geboren 11. Dezember 1951 in Adliswil. Lebt mit einer Frau und ihren zwei Kindern in Winterthur. Schriftsteller. Erwachsenenbildner, v. a. Leitung von Gesprächs- und Selbsterfahrungsgruppen für Männer. Lehrbeauftragter für Allgemeinbildung an Berufsschule. Arbeitet zur Zeit an der literarischen Reportage «Staatsfeinde oder Schwarz und Weiss».